

DER DETEKTIV

Harald Harst
gegen
Cecil Warbatty

- Das Auge der Prinzessin Singawatha -

Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel

DER DETEKTIV

Das Auge der Prinzessin Singawatha

Eine Kriminalerzählung

von

Walter Kabel

Inhalt

1. Kapitel - Ein Todesurteil	7
2. Kapitel - Beinahe erwischt	15
3. Kapitel - Glasaugen	25
4. Kapitel - Prinz Achmed Ibur Dau	34
5. Kapitel - Der Augenarzt	41

1. Kapitel

Ein Todesurteil

Alam Bandur, unser liebenswürdiger Wirt in Allahabad, besuchte uns am Morgen nach Warbattys missglücktem Anschlag auf die Diamanten des Goldschildes des weißen Elefanten ganz überraschend auf unserem Kutter, den er uns als Wohnung zur Verfügung gestellt hatte.

Bandur, ein sehr reicher eingeborener Kaufmann, war durch die Sorge um unsere Sicherheit zu uns getrieben worden. Er hatte in der Morgennummer der *Allahabadpost* unser gestriges Abenteuer mit allen Einzelheiten geschildert gefunden und so auch gelesen, dass zwei der verhafteten Mitschuldigen Warbattys zu dem Geheimbund Putra Rakisana – Schwertbrüder – gehörten, einer Vereinigung von über ganz Indien zerstreuten Verbrechern.

Wir empfangen ihn in der Wohnkajüte. Sofort nach der Begrüßung warnte er Harst sehr eindringlich vor den Schwertbrüdern.

»Sie haben sich die Brüderschaft zu Todfeinden gemacht, Master Harst. Nehmen Sie das nicht leicht. Gerade dieser Geheimbund ist fast noch gefährlicher als die Thugs, die Mördersekte, mit denen die Schwertmänner in engster Verbindung stehen. Glauben Sie mir: Warbatty ist auch nicht im Entferntesten trotz all seiner Schlaueit so zu fürchten wie der Putra Rakisana. Ich könnte Ihnen Fälle erzählen, in denen Polizeibeamte in ihrer Wohnung am hellen Tag aus Rache von den Schwertbrüdern ermordet wurden, ohne dass man auch nur die geringste Spur von dem Täter gefunden hätte. Es gibt gegenüber diesen Leuten nur ein Mittel zur

Rettung: schleunigste Flucht, das heißt, einen unbemerkten Wechsel des Aufenthaltsortes, so gern ich Sie noch wochenlang als meinen Gast beherbergen möchte, Master Harst. In Ihrem und ihres Freundes Interesse rate ich Ihnen, Allahabad bei Nacht und Nebel zu verlassen! Denn Sie müssen damit rechnen, dass selbst hier auf dem Kutter eine heimtückische Kugel Sie treffen kann, oder dass mitten im Pilgergewühl einer Straße jemand Sie von rückwärts erdolcht und dann in der Menschenmenge blitzschnell untertaucht.«

Er langte in die Tasche, reichte Harst einen großen versiegelten Umschlag und erklärte weiter: »Dieses Schreiben wurde mir heute früh persönlich für Sie abgegeben, Master Harst. Die Überbringerin war eine verschleierte Mohammedanerin, der Kleidung nach den reicheren Ständen angehörend. Anscheinend eine Frau! In Wahrheit dürfte es wohl ein verkleideter Putra Rakisana gewesen sein. Und der Umschlag mit den dicken Siegeln aus goldenem Zierlack mit dem Bild zweier über einem Busch kämpfender Adler wird vielleicht Ihr Todesurteil enthalten. Schon häufiger haben die Schwertbrüder ähnliche, versiegelte Schriftstücke verschickt. Auch der Vorgänger des Detektivinspektors Hamilton musste hier vor den Schwertbrüdern das Feld räumen und wurde insgeheim unter anderem Namen in eine andere Stadt versetzt.«

Harst schnitt bereits den Umschlag auf und zog den einmal gefalteten Briefbogen heraus.

Er las die beiden sehr eng beschriebenen Seiten, nickte dann und meinte: »Ganz recht! Es ist mein Todesurteil! Nun, der Klügere gibt nach. Ich habe hier auch nichts mehr zu tun. Würden Sie mir Ihren Kutter für eine Woche leihen, Master Bandur?«

»Sehr gern. Auch für einen Monat. Leider kann ich Ihnen jedoch meinen Monteur oder Maschinisten nicht mitgeben. Ich brauche ihn für mein Geschäft als Lenker eines Lastautos.«

»Oh, das tut nichts. Jedenfalls besten Dank. Ich verstehe mit Bootsmotoren sehr gut umzugehen. Wo lassen wir aber die indische Pilgergesellschaft, die auf dem Vorderdeck haust? Ich möchte die bescheidenen Leutchen nicht gern obdachlos machen.«

Bandur überlegte. »Die können ganz gut auf einem meiner Lastkähne unterkommen«, erklärte er dann.

»Mir fällt ein Stein vom Herzen«, gab Harst lächelnd von sich. »Die Leutchen wären also untergebracht. Bitte tun Sie jedoch den ihren gegenüber so, als ob wir nur eine kurze Fahrt heute Abend in Ihrer Begleitung unternehmen wollten.«

»Gut, abgemacht! Von mir erfährt niemand etwas über Ihre Abreise und Ihr Reiseziel, Master Harst. Wer die Schwertbrüder kennt, ist dreifach vorsichtig. Und ich kenne sie! Ich will Ihnen nur eingestehen: Ich habe mich vor einem Jahr von ihnen losgekauft. Sie hatten mir Rache geschworen. Ich opferte 25.000 Rupien und wurde sie so für immer los ...«

»Ah!«, machte Harst. »Unglaublich! Die Bande nimmt also Lösegeld an. Nun, Sie, Master Bandur, taten klug daran, dergestalt Ihre persönliche Sicherheit sich zu verschaffen. Bei mir liegen die Dinge anders. Ich fürchte Warbatty als einzelnen doch weit mehr als die Putra Rakisana – falls ich überhaupt etwas fürchte!« Er lächelte dazu wieder ohne jede Prahlerei.

In demselben Moment bemerkte ich ein winziges Motor-

boot, das auf unseren Kutter zuschoss. Darin saß Inspektor Hamilton mit einem Polizeibeamten.

Ich eilte an Deck und führte Hamilton in die Kajüte.

»Master Harst«, rief er sofort, »wir haben bei der Razzia im unterirdischen Brahmatempel in der verflossenen Nacht großes Glück gehabt. Aber gerade deshalb möchte ich Sie in Ihrem Interesse ...«

»Weiß schon!«, entgegnete Harst, ihn unterbrechend. »AusknEIFen soll ich. Wird geschehen ... noch heute Abend. Und Sie selbst, der Sie doch auch jetzt nicht gerade bei dem Geheimbund beliebt sind?«

»Ich ... ganz im Vertrauen! ... Ich werde morgen nach dem Nordosten versetzt, wo die Putra Rakisana nicht vertreten ist.«

Eine halbe Stunde später saßen wir beide wieder allein in der Kajüte. Unsere Gäste hatten uns mit der nochmaligen Mahnung »Vorsicht – größte Vorsicht!« verlassen.

»Der gute Bandur will uns natürlich sehr gern los sein, weil er selbst Angst vor den Schwertbrüdern hat«, meinte Harst, nachdenklich und langsam sich eine Zigarette anzündend. »Er fürchtet ihre Rache, weil er uns beherbergt hat. Nur um ihm nicht Ungelegenheiten zu bereiten, flüchte ich von hier. Außerdem zieht es mich jetzt auch mächtig zum berühmten Lucknow hin, wo ja wahrscheinlich Freund Warbatty wieder auftauchen dürfte. Wenigstens ist diese Stadt die nächste Etappe seiner verbrecherischen Tour durch Indien, wie wir bereits längst wissen.«

Mich zog es gar nicht nach Lucknow! Gar nicht! Ich hatte hier in Allahabad von dieser Verbrecherjagd wieder einmal über und über genug bekommen. Und aus diesem selben Gefühl, also dem einer gewissen Scheu vor neuen Abenteu-

ern, fragte ich nun: »Wie lautet eigentlich das Todesurteil? Bin ich mit erwähnt darin?«

Harst blinzelte mir listig zu. »Gewiss! Da lies!« Er reichte mir den Briefbogen.

Und ich fand darauf Folgendes – mein Erstaunen wird jeder begreifen – in deutscher Sprache:

»Sehr geehrter Herr Harst. Ein Zufall hat mich in den Zeitungen der letzten Monate immer wieder auf Ihren Namen als den des zurzeit berühmtesten Detektivs aufmerksam gemacht. Ich habe mit wachsender Spannung dann ihre verblüffenden Erfolge gelesen, habe schließlich eigentlich nur noch alle möglichen Zeitungen gelesen, nur um wieder auf Ihren Namen zu stoßen. Ihre Erlebnisse in Nagpur sind die Letzten, die ich ausführlich geschildert fand. Da entstand urplötzlich in mir der Entschluss, mich Ihnen anzuvertrauen. Ich sagte mir, dass nur Sie mir helfen könnten. Ich werde eine Frau, die mir treu ergeben ist, mit diesem Brief nach Nagpur senden, damit er schnellstens in Ihren Besitz gelangt.

Sie haben vielleicht schon gemerkt, dass ich eine halbe Landsmännin von Ihnen bin. Von meiner Mutter lernte ich Deutsch lesen und schreiben. Ich liebe Deutschland, obwohl ich nie dort war, und falls Sie sich nicht meiner annehmen, nie dorthin gelangen werde.

Wer ich bin? Das will ich Ihnen erst sagen, wenn Sie mir Ihre Hilfe bestimmt versprochen haben. Ich muss misstrauisch sein wie selten eine Frau. Mein goldener Käfig ist umstellt von unterwürfigen Kreaturen des Mannes, den ich lieben müsste und doch nicht lieben kann; nicht einmal achten kann ich ihn. Es wäre für mich besser gewesen, wenn das Schicksal es mir erspart hätte, Mitwisserin von Geheimnis-

sen zu werden, die mich jetzt ... Doch nein! Wenn ich diese Gedanken zu weit ausspinne, könnten Sie mit Ihrem Scharfsinn herausfinden, wer ich bin. Und das darf erst sein, wenn Sie Ihr Wort gegeben haben, mir ein verschwiegener Befreier sein zu wollen.

Das, worum ich Sie bitte, ist mit großen Gefahren verknüpft und verlangt rücksichtslose Preisgabe Ihrer eigenen Person und Ihres Freundes Schraut. Gewiss, die Gefahren können auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen, wenn Sie alle Umstände klug ausnutzen und wenn wir überhaupt Glück haben. Ich verhehle Ihnen jedoch nicht, dass die Möglichkeit weit größer ist, Ihnen könnte bei diesem Vorhaben etwas sehr Ernstliches zustoßen.

Wenn Sie trotzdem bereit sind, für mich einspringen zu wollen, so finden Sie sich am 23. Dezember nachts 12 Uhr in Lucknow unter der Eisenbahnbrücke, mittelster Pfeiler, in einem Boot ein und warten Sie dort auf ein anderes Boot, das als Erkennungszeichen in Zwischenräumen von drei Minuten eine rote und eine grüne Laterne aufblitzen lassen wird.

Nochmals betone ich: Sie tun ein gutes Werk an einer Frau, die fliehen muss, wenn sie nicht umkommen will.«

Ich ließ den Brief sinken.

»Und das nennst du ein Todesurteil?«, rief ich leise und schaute Harst kopfschüttelnd an.

»Na, ich bitte dich, lieber Alter, insofern ist es vielleicht ein Todesurteil, wie die Prinzessin Singawatha ...«

»Wer? Prinzessin Singawatha?«

»Nun ja. So heißt die Absenderin des Briefes.«

»Ja, aber woher weißt du denn das?«

»Durch den guten Alam Bandur, lieber Alter. Ich habe ihn, als du mit dem Inspektor vorhin über Tigerjagden sprachst,

ganz unauffällig ausgehört. Er kennt ganz Lucknow, ist jede Woche dort, da er dort eine Zweigniederlassung besitzt. Zunächst das *Todesurteil*. Sieh mal, ich werde der Prinzessin natürlich helfen, besonders da ich hinter ihrem traurigen Los noch etwas Besonderes wittere. Und meine *Witterung* trifft zumeist zu. Ich helfe ihr also und nehme damit Gefahren auf mich, die nicht unbedeutend sind, ohne Frage! Sie können vielleicht für mich schlecht enden. Vielleicht macht man mich stumm dabei für alle Zeiten. Insofern also könnte man von einem unter gewissen Voraussetzungen vollstreckbaren Todesurteil reden.«

»Na, die Begründung dieser Bezeichnung bleibt schwach«, meinte ich. »Ist ja auch nebensächlich. Die Hauptsache: Was ist mit dieser Prinzessin?«

»Ich will mich kurz fassen. Wie gut ich Leute auszufragen verstehe und dabei doch den Kernpunkt stets im Dunkeln lasse, ist dir bekannt. Bandur war spielend leicht auszufragen. Er mag ein sehr guter Kaufmann sein. In anderen Dingen ist er gerade kein Genie. Aus dem Brief der Prinzessin konnte ich sofort Folgendes entnehmen. Erstens: Es muss sich um eine Haremsbewohnerin handeln. Sie spricht von unterwürfigen Kreaturen, mit denen ihr goldener Käfig umstellt ist. Damit konnte nur ein Harem gemeint sein. Ich fragte Bandur also, ob er in Lucknow einen mohammedanischen Fürsten kenne, der eine Deutsche zur Frau hätte. Mir wäre darüber so einiges zu Ohren gekommen. Die Antwort erfolgte prompt: Ja, der Bruder des Radscha von Bukanir, einem indisch-mohammedanischen Vasallenstaat an der Grenze nach Afghanistan, besitzt in Lucknow einen Palast und wohnt dort auch die größte Zeit des Jahres über. Und dieser Prinz, dem die Engländer das Prädikat Hoheit zuge-

standen haben, weil er es mit ihnen hält und ein Feind der großindischen nationalen Bewegung ist, dieser Achmed Ibur Dau hat eine Deutsche als Lieblingsfrau gehabt. Solange sie lebte – das alles ist in Lucknow stadtbekannt –, hatte sie so großen Einfluss auf ihn, dass er seine schlechten Instinkte unterdrückte. Als sie bei einer Choleraepidemie starb, machte er aus Verzweiflung einen Selbstmordversuch, wurde jedoch wieder trotz der schweren Brustschusswunde geheilt, gewöhnte sich, für einen Bekenner Mohammeds doppelt verächtlich. das Trinken und noch andere Laster an. Das Kind dieser Deutschen, die Prinzessin Singawatha, soll, obwohl zuerst der Abgott ihres Vaters, sich mit diesem ganz überworfen haben. Bei dem Palastpersonal, alles fanatischen Mohammedanern, ist sie wenig beliebt. Man sagt ihr nach, sie sei heimlich zum Christentum übergetreten. Man munkelt auch allerlei von einem Mordanschlag auf sie, bei dem sie ein Auge verloren haben soll. Was daran wahr ist, entzieht sich natürlich der allgemeinen Kenntnis. Jedenfalls verlässt die Prinzessin seit etwa sechs Monaten den Harem des Palastes nie mehr, während sie früher, natürlich dicht verschleiert, oft durch die Straßen in einem eleganten Ponygespann fuhr. Ihre Mutter soll von Mädchenhändlern seiner Zeit nach Indien verschleppt worden sein. Sie hieß in Lucknow nur die wohlthätige Fürstin Manokawa. Dies alles erzählte Bandur mir. Es genügte vollauf. Die Briefschreiberin ist die Prinzessin. Du findest in ihrem Brief Redewendungen, die nur jemand kennt, der das Deutsche vollständig beherrscht. Die Schrift ist etwas kindlich-unbeholfen; trotzdem verrät sie in den dicken Grundstrichen einen gefestigten, energischen Charakter. Aus dem Inhalt wieder kann man auf Aufrichtigkeit und Seelengröße schließen.«

»Freilich, für dich war das Herausfinden der Absenderin eine Kleinigkeit! Ob etwa das beim Siegeln des Briefumschlages benutzte Petschaft das Wappen des Prinzen darstellt?«

»Aber, aber Max Schraut! Wo wird Singawatha so töricht gewesen sein, ein so bekanntes Wappen zu benutzen. Nein, Bandur sagte, gerade dieses Petschaft sei Dutzendware und das Bild darauf ein beliebiges Fantasieprodukt.«

Wir sprachen dann noch dies und jenes über das unserer in Lucknow wartende Abenteuer, blieben den Tag über an Bord und warfen abends gegen halb 10 während eines schweren Gewitters und Platzregens den Motor an.

2. Kapitel

Beinahe erwischt

Lucknow mit seiner Viertelmillion Einwohner liegt an der Gomti, einem linken Nebenfluss des heiligen Ganges. Wir hätten also mit unserem Kutter einen ungeheuren Umweg machen müssen, um nach Lucknow zu gelangen; nämlich den Ganges abwärts bis Benares und bis zur Einmündung der Gomti, dann diesen Fluss aufwärts bis ans Ziel. Das würde eine Woche vielleicht gedauert haben.

Wir konnten jedoch den Weg sehr erheblich dadurch verkürzen, dass wir den sonst nur für Regierungsfahrzeuge erlaubten Kanal benutzten, den die Engländer nach dem großen Inderaufstand vom Jahre 1857, bei dem in Lucknow allein 3000 Engländer niedergemacht wurden, von Allahabad nach Lucknow bauen ließen, um bei einer neuen Erhebung

nicht lediglich auf die Eisenbahn als bequemen Verkehrsweg angewiesen zu sein.

Die Erlaubnis zur Fahrt auf dem Kanal hatte uns Inspektor Hamilton liebenswürdigerweise verschafft. Über diese Reise zu Wasser ließe sich manches Interessante berichten. Ich muss jedoch darauf verzichten, da diese Erzählung sonst zu umfangreich wird. Wir lernten jedenfalls einen großen Teil des Inneren des einstigen Königreiches Audh kennen; mit seinen zahlreichen Seen, seinen weiten Feldern von Weizen, Reis, Mohn, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Tabak. Dieses blühende, fruchtbare Land ist völlig eben. Nur selten findet man noch größere Dschungel (Buschwildnis) und wilde Tiere, wenn auch der Panther und die Giftschlangen immer noch zahlreich genug sind. Der Tiger ist ausgerottet. Wilde Elefanten gibt es sehr spärlich, dafür desto mehr verwilderte Rinder.

Am Abend des zweiten Reisetages passierten wir die Schleusenanlagen zu der Gomti hin und hatten nun die Riesenstadt Lucknow vor uns. Dieser Tag war der 22. Dezember: In der folgenden Nacht also sollten wir unter der Eisenbahnbrücke das Boot erwarten.

Der 22. Dezember! Das Weihnachtsfest nahte. Meine erste Weihnacht außerhalb des Vaterlandes. Nun, diesen Heiligen Abend werde ich nie vergessen, nie!

Harst steuerte unseren Kutter, sich nach einem Stadtplan orientierend, in den Polizeihafen hinein, legitimierte sich hier den Beamten gegenüber, bat um die Erlaubnis, hier anlegen zu dürfen, und auch um volle Verschwiegenheit. Die Beamten waren sehr zuvorkommend. Obwohl es bereits elf Uhr abends war, erschien sehr bald der Leiter der hiesigen Detektivpolizei, Inspektor Greaper, und lud uns ein, bei ihm

zu wohnen. Harst lehnte dankend ab. Er tat so, als ob er es lediglich auf Warbatty abgesehen hätte und erklärte Greaper, wenn wir auf dem Kutter blieben, hätten wir größere Bewegungsfreiheit. Der Inspektor sagte uns jede Hilfe zu, die wir nur wünschten, und riet Harst dringend, irgendeine Verkleidung zu wählen, da er hier in Lucknow sehr bald erkannt werden würde. Gestern hätte die Lucknower illustrierte Zeitung drei Bilder Harsts gebracht, die einer ihrer Reporter in Allahabad auf sehr schlaue Art geknipst hatte. Und Harst sei darauf nur zu gut getroffen.

»Na, dann geht es nicht anders«, meinte mein Freund und Brotherr schlecht gelaunt. »Diese verdammten Zeitungsspi-
one! Master Greaper, sorgen Sie nur dafür, dass Ihre Beamten den Mund halten und nicht überall herumbringen, dass ich jetzt hier in Lucknow bin.«

Der Inspektor versprach es und verabschiedete sich bald.

Ich hoffte, dass wir nun nach der anstrengenden Reise – wir hatten ja nur immer abwechselnd für Stunden schlafen können – uns einmal ordentlich ausruhen würden. Vorbeigedacht! Harst begann seinen Koffer auszupacken, wenigstens die Hälfte, in der all das lag, was wir zur Maskerade brauchten.

Der Kutter hatte ein kleines Beiboot, das drei Personen tragen konnte. Ich habe dies schon bei unserem vorigen Abenteuer erwähnt. Gegen halb ein Uhr morgens verließen zwei Inder mit langen Bärten den Polizeihafen und ruderten stromabwärts bis zur letzten der vier Brücken, die die Gomti überspannen. Lucknow ist eine sehr weitläufig gebaute Stadt. Fast $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen zieht sie sich am Fluss entlang.

Die Lage des Palastes des Prinzen Achmed Ibur Dau hatte

Harst aus dem Stadtplan ersehen. Wir lenkten bald in einen Nebenfluss der Gomti ein, der das ärmliche, schmutzige Eingeborenenviertel durchfloss. Harst ruderte; ich steuerte. Nachdem wir noch einige Schneidemühlen am Ufer des Flüsschens hinter uns gelassen hatten, tauchte rechts auf einer bewaldeten Anhöhe, deren Fuß eine hohe Mauer umgab, ein burgähnliches, sehr ausgedehntes Gebäude auf.

Wir verbargen das Boot in einer sumpfigen Ausbuchtung des Flusses und schlichen dann einen Pfad entlang, der durch Buschwerk sich bis zur Westseite des Parkes und weiterhin zu einem kleinen Eingeborenendorf hinzog. Die Parkmauer bestand aus mächtigen Steinblöcken, deren Bindemittel ein rotbrauner, steinhart werdender Flussschlamm war. Es gab jedoch überall genug Risse und Vorsprünge, mit deren Hilfe man hinaufklettern konnte. Harst war auch im Augenblick oben.

»Warte«, rief er mir leise zu. »Bin ich bei Tagesanbruch nicht zurück, so bleibe auf dem Kutter, bis ich wieder da bin. Ich kann dir nämlich noch schnell eine kleine Neuigkeit mitteilen: Warbatty hat auch hier seine Hand im Spiel!«

Dann verschwand er von der Mauerkrone. Um mich her tiefe Stille und das Halbdunkel der Tropennacht; in mir aber sehr bald eine nervenverzehrende Unruhe, die sich mit jeder entschwindenden halben Stunde zu ernstester Sorge um meines Freundes Sicherheit steigerte.

Ich hatte mich in die nahen Büsche gesetzt und schaute nur zu oft auf das Leuchtzifferblatt meiner Uhr.

Es wurde im Osten heller und heller. Aus dem Grau der Nacht traten die Umrisse der Türme und Türmchen, der Kuppeln und Dächer der Stadt Lucknow klarer und klarer hervor.

Ich musste an den Rückweg denken. Schwer genug entschloss ich mich dazu, das kleine Boot wieder flott zu machen und zum Polizeihafen und unserem Kutter zu rudern. »Warbatty hat auch hier seine Hand im Spiel«, hatte Harst gesagt. Das genügte! Wo Warbatty, da auch allergrößte Gefahr!

Ich kam unbemerkt längsseits des Kutters, kletterte an Deck, nachdem ich die Kette des Bootes an einem Ring festgeschlossen hatte. Mein Blick fiel zufällig auf das Oberlichtfenster der Wohnkajüte.

Licht da drinnen – Licht! Die Lampe brannte!

Und in der Tür jetzt eine Gestalt.

»Guten Morgen, lieber Alter«, sagte Harst herzlich. »Du wirst dich meiner wegen geängstigt haben. Aber ich konnte leider nicht wieder zur Parkmauer zurück. Dazu war es zu spät geworden, viel zu spät ...«

Er drückte mir warm die Hand.

Wir setzten uns in die Kajüte und er erzählte.

»Ich bin recht enttäuscht«, begann er. »Ich hatte mir mehr von diesem Ausflug versprochen. Ich hoffte, ich würde wenigstens ...« Eine kurze Pause. Ich sah, dass sein Blick ein paar Sekunden auf seinem Koffer ruhte, der rechts von uns an der Wand auf dem Boden stand. Dann hüstelte Harst. »Mir ist doch wahrhaftig eine dieser verdammten Stechmücken in die Kehle geraten«, fuhr er fort. »Wozu nur dieses Viehzeug da ist. Man müsste hier in der Kajüte dauernd Räucherkerzen brennen, um diese Plagegeister zu verscheuchen. Ja, also ich hoffte, Warbatty würde uns in einem Boot unauffällig folgen. So wollte ich ihn ins Freie außerhalb der Stadt locken und ihn dort irgendwie überraschen und festnehmen. Du hast wohl gemerkt, lieber Schraut, wie häufig

ich scharf hinter uns spähte. Als wir dann auf gut Glück in das Nebenflüsschen eingebogen waren und uns verborgen hatten, um nach einem verdächtigen Boot abermals Ausschau zu halten ...«

Was sollte dies? Wozu erzählte Harst mir hier Dinge, die doch der Wahrheit gar nicht entsprachen? Ich fiel ihm nun denn auch ins Wort.

»Entschuldige, aber diese merkwürdigen ...«

»Unterbrich mich nicht!«, rief er unliebenswürdig. »Du weißt, wie sehr ich darüber stets ungehalten bin. Ich vertraue das nicht. Also, ganz recht, diese beiden merkwürdigen Gestalten, die wir dann in der Ferne bemerkten, hätte ich nicht so voreilig für unseren alten Feind und einen seiner Verbündeten halten und ihnen nicht zwecklos nachsetzen sollen. Es war ein zu viel von Jagdeifer dabei. Wir hätten besser diese Nacht zum Schlafen benutzt ...«

Er gähnte zwanglos und fügte schnell hinzu, als ich gerade meinerseits nun erklären wollte, ich würde nicht recht begreifen, weshalb er mir diesen Unsinn auftische.

»Hundemüde bin ich. Gönn mir jetzt ein paar Minuten Ruhe und schweige bitte. Ich bin verteufelt abgespannt – wirklich!«

Ich hatte nun das Gefühl, dass hinter seinem sonderbaren Benehmen eine ganz bestimmte Absicht steckte.

Er saß in Hemdsärmeln mir gegenüber auf dem kleinen Ledersofa. Ich kenne seine ganze Art und Weise so genau, dass mir auch jetzt auffiel, wie sein Gesicht allmählich den Ausdruck einer bis aufs Äußerste gesteigerten Spannung angenommen hatte.

»Wo habe ich nur mein Feuerzeug?«, meinte er nun und suchte in den Taschen seiner Beinkleider. »Reich mir doch

bitte mal meine Jacke dort vom Stuhl herüber. Auch die Zigaretten befinden sich in der Außentasche.«

Ich wollte mich vorbeugen.

Wollte. Da kam schon die Überraschung.

Die niedrige Tür zur Schlafkajüte flog auf. Auf der Schwelle, in jeder Hand einen Revolver, stand ein kleiner, schwächerer Eingeborener mit hellem Turban.

»Bitte, keine Bewegung, meine Herren! Diesmal haben wir die Partie gewonnen! Ich schieße sofort, wenn einer von Ihnen auch nur die Nasenspitze rührt.«

An Cecil Warbatty – sein höhnisches Meckern kannte ich nur zu gut – vorbei drängten sich vier Kerle, vier Hindu, lange, sehnige Burschen. Auf diese Weise war für Sekunden Warbatty das Schussfeld versperrt.

Harst schnellte hoch. Ein Satz zur Tür.

Er wäre auch hinausgelangt. Aber Warbatty hatte dieses Mal an alles nur zu gut gedacht. Harst lief zwei weiteren braunen Halunken gerade in die Arme.

Dann saßen wir mit dünnen, geölten Stricken an Händen und Füßen gefesselt in der Kajüte nebeneinander auf dem Sofa. Uns gegenüber hatte unser Todfeind mit behaglichem Lächeln Platz genommen, während ein Teil seiner Verbündeten den Kutter losmachte, andere wieder den Motor in Gang brachten.

»Alam Bandur hat Sie doch fraglos vor den Schwertbrüdern gewarnt, Herr Harst«, begann Warbatty und steckte sich eine Mirakulum aus Harsts Silberdose an. »Ich begreife nicht, dass Sie nicht vorsichtiger waren. Sie hätten sich doch sagen müssen, dass es nicht schwer ist, in einen Kutter einzudringen, sich zu verstecken und ...«

»... und wer sagt Ihnen, Warbatty, dass ich nicht gemerkt

habe, wie es hier um unsere Sicherheit bestellt war?«, fiel ihm Harst ins Wort. »Schraut sollte mir nur deshalb die Jacke reichen, weil ich meinen Revolver in die Hand bekommen wollte. Das Feuerzeug steckt hier in meiner Weste; der Revolver steckte in der Jacke. Sehen Sie Warbatty, die Sache liegt so. Ich hatte mich kaum hier an Bord begeben, kaum die Lampe hier angezündet, als Schraut mit dem Beiboot schon zurückkehrte. Ich gebe zu: Ich vergaß darüber, den Schlafräum nebenan zu durchsuchen. Erst als wir uns unterhielten, fiel mir etwas auf, das mich die Gefahr merken ließ, eine Kleinigkeit. Ich wusste nämlich genau, dass ich meinen Koffer dort anders hingestellt hatte, als er jetzt steht – mit der linken Seite etwas vorgerückt. Und nun steht er parallel zur Bordwand. Mithin mussten während unserer Abwesenheit hier Fremde eingedrungen sein, die den Koffer durchsucht hatten. Im Übrigen ist das alles auch recht gleichgültig. Die Hauptsache: Ich habe meinen Zweck erreicht.«

»Was heißt das nun wieder?«, fragte Warbatty mit leisem Argwohn in der Stimme. »Zweck erreicht? Soll das nur ein Witz sein?«

»Es ist ein witziger Einfall kein direkter Witz, Warbatty. Seit einigen Tagen hatte ich den Entschluss gefasst, den Kampf gegen Sie unmaskiert weiterzuführen.«

»Ja, ich war erstaunt, als mir gemeldet wurde, dass Sie ganz offen wieder als Harst und Schraut hierher unterwegs waren ...«

Die Schraube des Kutters begann zu arbeiten. Der Motor puffte. Das Schwanken des Fahrzeugs zeigte, dass es aus dem Polizeihafen in den Fluss hinausglitt.

»Sie werden sehr bald noch erstaunter sein«, warf Harst gleichmütig hin.

»Worüber?« Warbatty wurde noch unruhiger.

»Schauen Sie sich hier mal bitte genauer um.« Harsts Stimme klang ironisch.

Mein Herz schlug schneller. Ich ahnte irgendetwas voraus, etwas uns Günstiges.

Warbattys Augen eilten hin und her. Er hatte seine beiden Revolver vor sich auf den Tisch gelegt. Er fühlte sich bisher sicher. Er glaubte niemals, dass Harst Derartiges ausführen könnte, was nun geschah.

Harsts auf dem Rücken gefesselt gewesene Hände schnellten plötzlich nach vorn. Die Stricke fehlten. Die beiden Revolver richteten sich auf Warbatty.

»Sitzen Sie ganz still«, sagte Harst drohend. »Nicht Sie haben mich dieses Mal überlistet, sondern ich Sie! Dass Sie hier irgendetwas gegen mich unternehmen würden, war selbstverständlich.«

Das Motorgeräusch verstummte plötzlich. Laute Stimmen draußen. Dann drei, vier Schüsse. Ein paar schrille Angstrufe.

Warbatty lächelte, verneigte sich.

»Mein Kompliment Herr Harst. Ich begreife jetzt alles. Sie haben den Kutter absichtlich so dicht am Ausgang des Polizeiboothafens am Bollwerk festgemacht, damit wir leichter an Bord konnten. Wie aber sind Sie Ihre Stricke losgeworden?«

Unter dem Sofa kroch ein kleiner, kräftiger Hindu hervor.

Harst zeigte auf ihn. »Ein Detektiv! Er hat die Fesseln durchgeschnitten. Und vor dem Polizeihafen lagen zwei Motorboote auf der Lauer.«

Warbatty nickte. »Mein Kompliment nochmals. Es tut mir leid, dass ich nicht gleich abgedrückt habe, als ich dort in der

Tür stand. Nun, das nächste Mal!«

Gegen seine kaltblütige Frechheit gab es kein Mittel. *Welch ein Mensch*, dachte ich wieder.

Die Treppe zur Kajüte kamen schnelle Schritte herab. Inspektor Greaper trat ein.

»Guten Morgen. Also das ist der berühmte Warbatty. Freue mich sehr ...«

Das Weitere blieb dem guten Greaper im Mund stecken.

Warbatty hatte mit einem Satz, sich dabei tief bückend, seinen Platz verlassen.

Harst schoss – schoss vorbei.

Warbatty packte Greaper von hinten, schleuderte ihn gegen den Tisch, halb auf Harst herauf. Im Nu war er dann zu der noch offenen Tür hinaus.

Wir jagten hinterher.

Revolverschüsse knallten. Die Polizeibeamten hatten dem Flüchtling, der sofort mit Hechtsprung in den Fluss gesprungen war, Kugeln nachgeschickt.

Der erste helle Schimmer des erwachenden Tages lag über dem gelbbraunen Wasser der Gomti, über den Gebäuden, den nahen Parkanlagen des Europäerviertels.

Auf dem Deck unseres Kutters sah ich drei regungslose Körper; drei gefesselte Hindu hockten auf dem Vorderdeck.

Wir suchten nach Warbatty eine halbe Stunde lang. Harst war einer der Eifrigsten. Er hatte das kleine Beiboot losgekettet und ruderte hin und her.

Endlich mussten wir es aufgeben. Der Inspektor fluchte. Harst schwieg, meinte nur: »Jetzt ist die Geschichte gründlich verfahren!«

Unser Kutter wurde darauf mehr im Inneren des Hafenbassins vertäut, und zwar an zwei Pfählen etwa zehn Meter

vom Bollwerk ab. Greaper verabschiedete sich kleinlaut. Von dem, was wir im Interesse der Prinzessin Singawatha vorhatten, wusste er noch immer nichts.

3. Kapitel

Glasaugen

Wir waren wieder allein, saßen unter dem Sonnenzelt des Hecks und sprachen über unsere Lage; das heißt: Harst sprach und ich streute nur selten eine Bemerkung ein.

»Wir haben heute wieder einmal unverschämten Dusel gehabt«, meinte er. »Tatsache! Dass Warbatty uns entkommen ist, ohne zu merken, dass er entkommen sollte, gehört mit dazu.«

»Aber zu Greaper sagtest du doch, die Geschichte sei gründlich verfahren.«

»Ja, man sagt so manches. Ich konnte doch nicht gut ihm folgenden Vortrag halten: *Herr Inspektor, wir haben Ihnen bisher etwas verheimlicht. Die Prinzessin Singawatha will fliehen, und wir wollen dabei helfen. Außerdem hat Warbatty mit dem Vater der Prinzessin offenbar ein kleines Geschäft vor, das wir stören möchten. Wenn wir Warbatty nun dingfest gemacht hätten, würde sich uns keine Gelegenheit geboten haben, dahinter zu kommen, um was es sich handelt. Und dies herauszufinden, ist mehr wert als Warbattys Verhaftung, denn ich werde ihm bestimmt bei diesem Geschäft abermals eine feine, haltbare Schlinge legen können.* So etwa hätte ich reden müssen. Ich hütete mich. Die Polizei hat mir zu viele Zungen, die leicht mit meinen Geheimnissen durchgehen können. Und dann ist Warbatty gewarnt, der

jetzt auch nicht im Entferntesten ahnt, dass wir in dieser Nacht Seiner Hoheit dem Prinzen Achmed einen Besuch abgestattet haben. Du wundertest dich über meine Fantasiegeschichten vorhin. Die tischte ich nur für unseren Cecil auf. Er denkt nun, wir haben es hier lediglich auf ihn abgesehen. Ein Riesenvorteil für uns! Und der zweite: Er ist seiner Schwertbrüder-Leibgarde verlustig gegangen. Die Kerle haben einen bösen Denkkzettel bekommen; drei tot, drei verhaftet! Ich hoffe, sie werden hier in Lucknow nur zu sechst vertreten gewesen sein. Warbatty muss also auf die Helfershelfer verzichten und vielleicht allein arbeiten. Begreifst du nun, weshalb ich von Dusel redete?«

»Hm. Du hattest doch aber für Warbatty diese Falle auf dem Kutter vorbereitet. Und dennoch wäre die Falle gar nicht nötig gewesen.«

»Aber Schraut! Ich sagte doch schon: Die Leibgarde sollte weg! Ich dachte, Warbatty würde sich nicht in Person hier einschleichen, sondern nur die braunen Halunken herschicken.«

»Nun verstehe ich!«

»Na also! Jetzt will ich kurz meine Erlebnisse in dem prinzlichen Park schildern. Dieser war scharf bewacht. Vier Wächter stellte ich fest. Ein Beweis, dass Seine braune Hoheit mit Fluchtgedanken seiner Tochter rechnet. Mir lag bei diesem Eindringen in den großen Garten lediglich daran, die Örtlichkeit ein wenig kennen zu lernen. Der Palast selbst muss sehr alt sein. Die Granitquadern sind auch wie für die Ewigkeit bestimmt. Der Harem liegt nach Westen zu in einem Anbau von quadratischer Form. Er hat einen offenen Hofraum; darin ein Gärtchen, einen Springbrunnen und nachts als Wächter drei Panther, die frei umherstreifen. Ich

war nämlich auf das Dach geklettert. Es ist flach. Man kommt bequem an den Ziergittern der Fenster empor. Von diesem Dach turnte ich auf den Balkon hinüber, der an der Rückseite des Palastes in Höhe des zweiten Stockwerks entlangläuft. Die Fenster des riesigen Gebäudes waren bis auf zwei dunkel. Und diese zwei erleuchteten waren die des ganz europäisch eingerichteten Arbeitszimmers des Prinzen selbst. Ich habe diese braune Hoheit gesehen. Er war am Schreibtisch bei einer sehr interessanten Arbeit. Er rechnete nämlich offenbar an einem Spielsystem für das Roulette, hatte ein kleines Roulette neben sich stehen und drehte, schrieb, drehte, fluchte, warf den Bleistift hin und machte sich zum Ausgehen im Nebenzimmer fertig, erschien wieder als sehr bescheiden angezogener Eingeborener und zwang mich so, ihm voraus an die Hauptpforte des Parkes, die nach Osten zu liegt, zu eilen und ihn dort zu erwarten.«

Harst lächelte mich an. »Du hättest in dieser Nacht eine Spielhöhle und eine Opiumhöhle, beides in praktischer Vereinigung, kennen gelernt, wenn ich noch Zeit gehabt hätte, dich von der Westseite der Parkmauer abzuholen. Das war unmöglich. Deshalb genoss ich allein den Vorzug, die Lucknower braune Lebewelt bei Jeu und Opium – natürlich von draußen – in einem äußerlich sehr schäbigen Haus des Eingeborenenviertels bewundern zu können. Zu bewundern war hauptsächlich die abgeklärte Ruhe, mit der die Leute ihr Geld verloren. Ich hing draußen an einem langen Feuerhaken, den ich auf einen Fenstervorsprung gestützt hatte. Meiner Schätzung nach muss Seine Hoheit der Prinz Unsummen gewonnen haben. Ich brachte ihm Glück.«

Harst gähnte. »Das wäre alles. Ich denke, wir gehen jetzt schlafen. Am Tage wird niemand einen Anschlag auf den

Kutter wagen. Dort auf dem Bollwerk sitzen zwei Detektive und angeln scheinbar nur. Es ist unsere Schutzwache. Greaper sorgt gut für uns.«

Wir schliefen bis gegen Mittag.

Es war nun der 23. Dezember, ein Tag vor dem Heiligen Abend! Ich erinnerte Harst daran, als wir uns ankleideten.

»Vielleicht verleben wir den Christabend mit der Prinzessin zusammen«, meinte Harst. »Und zwar hier auf dem Kutter.«

Greaper holte uns im Auto zu seinem Bungalow ab. Wir blieben dort bis gegen zehn Uhr. Als wir auf unserem Kutter wieder anlangten, fanden wir zwei Detektive auf dem Deck, die sich nun zurückzogen. Trotz dieser Überwachung durchsuchten wir das Fahrzeug vorsichtshalber vollständig. Dann warf Harst den Motor an. Wir verließen das Hafenbecken und hatten Lucknow eine halbe Stunde später weit hinter uns, bogen nun in einen von hohem Röhricht bedeckten Seitenarm ein, verbargen den Kutter und kehrten im Beiboot zur Stadt zurück, nun ganz sicher, dass Warbatty selbst bei schärfster Wachsamkeit unmöglich wissen konnte, wo wir geblieben waren.

Die Nacht war sternenklar. In der Nähe der Stadt war der Bootsverkehr trotz der nächtlichen Stunde recht lebhaft. Die Gumti ist ja auch für größere Dampfer schiffbar, und die Landesprodukte gehen vielfach zu Wasser auf riesigen, flachen Segelfahrzeugen stromabwärts.

Als wir die mittelste Pfeilerreihe der Eisenbahnbrücke erreicht hatten, sahen wir sofort, weshalb die Prinzessin oder doch die dieser ergebene Person gerade diesen Platz als Rendezvous ausgewählt hatte. Es gab hier eine winzige Felsbank, auf der die Pfeiler ruhten. Infolge des flachen Wassers

wurden die Durchgänge der Brücke rechts und links von diesen Pfeilern für den Schiffsverkehr nicht benutzt. Wellenbrecher aus Beton in Halbkreisen gruppiert, sperrten den Zugang und ließen nur kleinere Boote durch. Daher war es hier auch still und einsam.

Wir legten unser winziges Beiboot an einem der Pfeiler fest und warteten, nur zuweilen ein paar Bemerkungen austauschend, der Dinge, die da kommen sollten. Es war nun etwa 20 Minuten vor Mitternacht.

Eine nervöse Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich wehrte die Gedanken ab, aber sie kehrten immer wieder zurück, verdichteten sich stetig mehr zu dem Verdacht, dieses Rendezvous könnte doch vielleicht eine Falle sein.

Schließlich vermochte ich nicht länger zu schweigen.

»Harald«, flüsterte ich dem mir auf der zweiten Ruderbank gegenüberstehenden Freund zu, »hältst du es für gänzlich ausgeschlossen, dass die Prinzessin etwa mit Warbatty unter einer Decke steckt? Unser Cecil hat leider derartig weit verzweigte Verbindungen, dass man bei ihm auf alles gefasst sein muss.«

»Lieber Schraut, ich habe Beweise, dass Warbatty nichts mit der Prinzessin zu schaffen hat, wenigstens nicht in dem Sinne, wie du dich soeben äußertest.«

»Beweise? Dann hast du mir auch wieder etwas verschwiegen. Du hast mehr in der verflossenen Nacht erlebt, als du mir mitteiltest.«

»Vielleicht ...«

Ich blickte ihn etwas verstimmt an. »Du fällst abermals in den alten Fehler zurück«, meinte ich leicht gereizt. »Weshalb vor mir immer wieder dieses Versteckspielen? Du hast damit, denke ich, schon genug schlechte Erfahrungen ge-

macht.«

»Aber, lieber Alter«, unterbrach er mich. »Jeder Mensch muss seine kleinen Schwächen haben. Damit wir uns aber nicht heute am Weihnachtsvorabend entzweien, will ich nachgeben. Seine braune Hoheit der Prinz ging nicht direkt zu der Spiel- und Opiumhöhle, sondern vorher noch zu einem eingeborenen Goldwarenhändler, der dicht am Ufer der Gumti ein kleines, angenehm durch seine Sauberkeit auffallendes Haus nebst Garten besitzt. Ich hatte infolge meiner Frechheit wieder Glück. Die Fenstervorhänge schlossen nicht dicht. So stellte ich fest, dass der Prinz mit einem Europäer verhandelte, der unserem Cecil auffallend glich. Nun, es ist Warbatty gewesen. Er sah sehr würdig aus, spielte offenbar die Rolle irgendeines Gebildeten. Die beiden saßen an einem Tischchen bei einer Petroleumlampe. Freund Cecil zeigte dem Prinzen vier kleine Gegenstände von derselben Form, ovale Dinger in Größe kleiner Pflaumen etwa. Erst wusste ich nicht recht, was es war. Dann erkannte ich – na, rate mal, was?«

»Wie soll ich das erraten?«

»Oh, denke bitte an das Gerücht, dass die Prinzessin bei einem Anschlag auf ihr Leben ein Auge verloren haben soll.«

»Wie, etwa Glasaugen?«

»Ganz recht: Vier Glasaugen legte Warbatty dem Prinzen vor. Ahnst du nun, welche Rolle er Achmed Ibur Dau gegenüber spielt?«

»Hm, vielleicht die eines Augenarztes?«

»Ohne Zweifel. Jedenfalls dürfte er die vier Glasaugen in Europa – die Schweiz ist ja berühmt für diese ihre Spezialindustrie – besorgt haben. Das sogenannte Attentat ereignete

sich den Gerüchten nach vor sechs Monaten. Damals war Warbatty bestimmt hier in Indien, wie wir wissen, und hat schon da mit den Vorbereitungen für seine großangelegten Gaunerstreiche begonnen. Seine Bekanntschaft mit dem Prinzen dürfte also vielleicht durch den Verlust des Auges Singawathas vermittelt worden sein – vielleicht! Ich sehe in dieser Beziehung noch nicht klar. Du vielleicht?«

»Ich? Wenn ein Harald Harst ...« Ich schwieg plötzlich. Mein Blick war auf ein Boot gefallen, das ich draußen auf dem Fluss zwischen den Wellenbrechern hindurch bemerkte. Es war klein und zeigte ein rotes und ein grünes Licht.

»Das Boot!«, rief ich Harst leise zu. »Dort ...«

Er wandte schnell den Kopf. »Wirklich, es ist ...«

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als sich etwas ereignete, das uns beide für Sekunden geradezu lähmte.

Neben dem Boot tauchte ein zweites, größeres auf. Wir hörten das Puffen eines Motors, hörten zwei Angstschreie, schrill, heiser, sahen die beiden Insassen des kleinen NACHENS hochschnellen, vernahmen das Splittern und Krachen von Holz, dann wieder halb erstickte Rufe.

Das rote und grüne Licht waren wie weggewischt. Auch das kleinere Boot war verschwunden. Das größere glitt weiter. Die Wellenbrecher entzogen es unseren Blicken.

All das spielte sich so blitzschnell ab, dass das Ganze bei diesem ungewissen Dreivierteldunkel wie ein Spuk wirkte.

Ich griff nach den Rudern.

»Nein, wir bleiben!«, sagte Harst ruhig. »Es hat keinen Zweck. Es ist besser, man bemerkt uns nicht.«

»Aber das war doch eben eine geradezu unerhörte Fahrlässigkeit!«, meinte ich empört. »Das Motorboot hat den NACHEN überrannt, und man müsste doch wenigstens versu-

chen ...«

»... versuchen, die Sache wieder einzurenken«, vollendete Harst. »Sehr richtig! Das werden wir auch. Von Fahrlässigkeit war hier keine Rede. Im Gegenteil. Das Motorboot wollte das Boot rammen. Es fehlt deinen Augen an der nötigen Übung, lieber Alter, Vorgänge auseinander zu halten, die sich sehr schnell abspielen. Den Leuten in dem Motorboot kam es lediglich darauf an, sich der beiden Insassen des Nachens, offenbar Frauen, ohne Aufsehen zu erregen, zu bemächtigen. Sie haben die Frauen an Bord gehoben, bevor das kleine Boot unterging. Ich fürchte, diese Frauen werden die Prinzessin und deren Vertraute gewesen sein. So, jetzt können auch wir ins offene Wasser hinaus. Ich werde sehr kräftig rudern. Steuere auf dem kürzesten Wege zu dem Nebenflüsschen hin, in dem wir gestern Nacht waren.«

Das Beiboot schoss davon. Wenn ein Harst mit seinem trainierten Körper sich in die Riemen legte, dann schaffte es auch. Bereits zehn Minuten später landeten wir an derselben Stelle wie gestern; und abermals zehn Minuten darauf hatten wir die Mauer des Parkes unweit der Hauptpforte überklettert und huschten in den Büschen um den Palast herum. Dann begann eine für mich lebensgefährliche Kletterpartie an den Fenstergittern und Mauerverzierungen empor bis zu einem balkonartigen Vorbau des zweiten Stockes. Hier auf dem Balkon duckten wir uns hinter einer Rollwand zusammen. Die Fenster vor uns waren dunkel.

»Seine braune Hoheit wird ohne Zweifel bald erscheinen«, meinte Harst flüsternd. »Hinten im Park in der Autogarage war noch Licht. Das Auto dürfte die beiden Nacheninsassen hierher zurückgeschafft haben.«

»Also Achmed Ibur Dau hat ...«

»Natürlich hat er die beiden Frauen überfallen oder doch überfallen lassen.«

Im gleichen Moment, als Harst dem letzten Worte ein warnendes *Pst* folgen ließ, flammten in dem Zimmer vor uns die sechs Birnen einer elektrischen Krone auf.

Die Fenster hatten Seidenvorhänge. Man sah die fantastischen Blumen und Drachen darauf mit scharfen Umrissen gegen diese Lichtfülle sich abheben.

Harst stand auf, schlich an die Tür, die auf den Balkon hinausführte, und winkte mir dann. Die Vorhänge klafften in der Mitte dreifingerbreit auseinander. Diese Spalte genügte, den Raum überblicken zu können.

In einem altertümlichen, geschnitzten Sessel mit überreichen Elfenbeinverzierungen saß eine junge Frau in einem dunklen, seidenen Mantel. Um das blonde Haar war ein dunkler Schleier geknotet. Das linke Auge aber hatte eine schwarze Augenklappe, deren Bänder über Stirn und Wange hinliefen.

Rechts von dem Mädchen lehnte an einem mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tisch ein schlanker, elegant gekleideter Hindu. Der dunkle Jackenanzug, der blendend weiße Kragen, die Krawatte mit großer Perle als Nadel, das gescheitelte, leicht ergraute Haar, das von einem gleichfalls bereits weißlich schimmernden Spitzbart umrahmte Gesicht, die hellbraune Hautfarbe des schmalen, länglichen Antlitzes und die großen, schwarzen Augen darin gaben ein vollkommenes Bild von einem jener modernen indischen Nabobs, die zu Dutzenden besonders gern ihre Millionen in dem leichtlebigen Paris verprassen.

Alles in allem war der Prinz Achmed – denn er konnte es ja nur sein, eine nicht gerade unsympathische Erscheinung.

Sehr sympathisch dagegen wirkte auf mich das Mädchen. Trotz der entstellenden Augenklappe erkannte man sofort den zarten Liebreiz dieses Gesichts, in dem nur der Mund und das Kinn insofern den Eindruck holdester Weiblichkeit verwischten, als beide einen überaus zielbewussten Charakter fast zu stark ausprägten. Die Lippen waren schmal und bildeten nun nur eine gerade, rote Linie, so fest waren sie aufeinandergepresst.

»Singawatha«, flüsterte Harst. »Man sieht es ihrer Hautfarbe an, dass ihre Mutter eine Deutsche war.«

4. Kapitel

Prinz Achmed Ibur Dau

Bisher hatten wir aus dem Zimmer keinen Laut vernommen.

Nun aber rief der Prinz strengen Tones: »Ich befehle dir, antworte! Was sollten die beiden farbigen Laternen?« Er sprach das Englische fehlerfrei und fließend.

Seine blonde Tochter hob den bis dahin leicht gesenkten Kopf.

»Du weißt, dass ich mir nichts befehlen lasse, nichts und von niemandem! Du hast das Recht längst verwirkt, als Vater von mir Gehorsam verlangen zu dürfen ...« Ihre schlanken Hände hatten sich in heftiger Erregung nach ihm ausgestreckt. »Gib mich frei! Nochmals bitte ich dich darum! Ich habe von meiner Mutter deutsch fühlen und denken, an einen dreieinigen Christengott glauben gelernt. Nichts verbindet mich mehr mit diesem Haus, diesem Land! Ich will keine Gefangene sein wie all diese armen Geschöpfe, die Ihr, ob

Frauen, ob Mädchen, in Eure Harems einsperret, die dort aus Langeweile geistestötendem Grübeln verfallen, die Ihr geistig mordet ...«

Der Prinz zuckte die Achseln.

»All das habe ich so oft von dir gehört, dass ich nicht mehr zu versuchen brauche, dir klar zu machen, weshalb ich nie, niemals dulden kann und werde, dass Achmed Ibur Daus Tochter als Abtrünnige der Lehre des Propheten in die Fremde zieht!« Seine Stimme schwoll mit jedem Wort an. »Niemand wirst du dieses Haus verlassen – verstehst du mich? Ich werde deinen Trotz zu brechen wissen, werde die Verräterin Suleimah und dich so festhalten, dass ein Entweichen fernerhin unmöglich ist! Vor den Toren meines Palastes, vor dem Eingang meines Harems macht auch die englische Polizei, die Allah wie sämtliche Engländer verderben möge, respektvoll Halt! Ich warne dich zum letzten Mal, Singawatha. Willst du mir sagen, weshalb ihr beide vor anderthalb Stunden ...«

Eine kurze Handbewegung der Prinzessin hieß ihn schweigen. Sie erhob sich, trat dicht auf ihn zu.

»Du hast meine Mutter über alles geliebt. Das weiß ich«, sagte sie eindringlich. »Auch mich hast du bis vor jenem unseligen Abend auf Händen getragen. Vater, beim Andenken meiner Mutter flehe ich dich an: Gib mir die Freiheit, lass mich hinüber nach Deutschland, wo die wohnen, die mich freudig aufnehmen werden, wenn sie auch bettelarm sind, eben die Verwandten meiner Mutter.«

Achmed Ibur Dau hatte plötzlich die Linke wie schützend über die Augen gelegt.

Sekunden verrannen. Dann ließ er die Hand sinken. Und seine Stimme war hart und liebeleer, als er seiner Tochter

zurief: »Niemals! Niemals! Du wirst bleiben, wo du bist. Deine Zukunft kennst du. Der Maharadscha von Alwar will dir die Ehre erweisen, dich zu seiner Gattin zu erheben. Sobald der Doktor Paresquieux den Verlust des Auges ausgeglichen hat, und das wird übermorgen Vormittag geschehen, erfolgt meine Benachrichtigung an den Fürsten, dass der Hochzeit nichts mehr im Wege steht.«

Singawatha kehrte langsam zum Sessel zurück, setzte sich, spielte nervös mit einem blitzenden Armband an ihrem linken Handgelenk.

Eine Weile drückendes Schweigen. Dann der Prinzessin helle klare feste Stimme:

»Ich werde nie des Maharadschas Frau werden – niemals! Ich warne dich! Denn nur aus Angst vor den Miteingeweihten eurer politischen Verschwörung ist dein Herz zu Stein mir gegenüber geworden. Meinst du, ich weiß nicht, weshalb du vorhin deine Augen bedecktest? Wer die Mutter so über alles geliebt hat wie du die meine, der kann das Unglück seines Kindes nur wollen, weil er dazu gezwungen wird!«

Achmed Ibur Dau hatte die Arme über der Brust verschränkt. Fast feierlich sagte er nun: »Über der Liebe, selbst der größten, steht das Vaterland, steht die Freiheit von Millionen! Wer Achmed Ibur Dau aus dem alten Königsgeschlecht der Tallabisser einen Feigling nennt, kennt ihn schlecht. Was sollte das rote und grüne Licht, Singawatha? Sprich! Zwingen Sie mich nicht dazu, Sie bis zur Ankunft des Maharadschas wie eine Verbrecherin dort einsperren zu lassen, von wo Suleimah nie wieder ...«

Die Prinzessin schnellte hoch. »Wollt ihr sie erdrosseln, stumm machen?«, keuchte sie, und ihre Gestalt flog wie im

Schüttelfrost. »Wollt ihr sogar vor einem Mord nicht zurückschrecken, ihr erbarmungslosen Sklavenhalter, die ihr auf Grund eurer aberwitzigen, veralteten Religion euch anmaßt, jede Frau nach eurem Belieben knechten zu können! Ich warne dich! Hörst du – ich warne dich!«

Ihre Erregung schwand urplötzlich. Sie lachte kurz auf. »Ja, lass mich nur einsperren! Ich kenne die Kellerräume! Dort wird so mancher Frauenseufzer ungehört verhallt sein. Tu es doch! Rufe deine Diener, deine Mitwisser, deine Wächter, deine Herren!«

Achmed Ibur Daus dunkle Augen musterten die Tochter nun misstrauisch.

»Was soll dieses lächerliche *Ich warne dich*. Was soll es? Glaubst du, du könntest mich schrecken durch derlei billige Redensarten?«

»Oh, ich habe dich schon erschreckt! Ich sehe es dir an. Vater, uns trennt eine unüberbrückbare Kluft«, fügte sie weich hinzu. »Vater, Sorge, dass die erstorbene Kindesliebe sich nicht noch in Hass verwandelt.«

Der Prinz wandte sich kurz um, nahm eine Zeitung vom Tisch auf.

»Geh!«, sagte er befehlend. »Ich will dir bis morgen Vormittag Zeit gewähren, dich auf deine Pflicht als Mohammedanerin zu besinnen.«

Singawatha schritt zur Tür.

Der Prinz war allein. Er begann, unruhig das Gemach zu durchqueren. Dann drückte er auf den Knopf des Haustelegrafen.

Ein Diener trat ein, verneigte sich tief.

»Ich brauche dich nicht mehr, Hassan. Bestelle dem Hausmeister, dass die Prinzessin vorläufig im Harem bleibt.« Der

Prinz hatte sich der Landessprache bedient. Harst hat mir später diese Sätze deutsch wiederholt.

Der Diener blieb aufgerichtet stehen. »Und Suleimah?«, fragte er.

»Ja doch, bringt sie hinab«, rief der Prinz gereizt.

Hassan verbeugte sich und verschwand.

»Sehr vielsagend!«, flüsterte Harst mir zu. »Diese soeben belauschten Szenen haben mir nun auch das Letzte klar gemacht. Wir werden uns erlauben, Seiner Hoheit einen Besuch abzustatten.«

Er richtete sich auf, pochte an die Scheibe der Balkontür.

Der Prinz schlug den Vorhang zurück. Das Licht der Krone fiel voll auf den schwarzbärtigen Inder, der so echt aussah und doch ein Deutscher war.

Die Tür ging auf.

»Wer bist du?«, fragte Achmed Ibur Dau. Seine Haltung und Stimme bewiesen, dass ihm Furcht völlig fremd war.

Dann bemerkte er mich, wollte mit einem Satz zurück ins Zimmer. Aber Harst hielt ihm schon den Revolver vor das Gesicht.

»Staatspolizei!«, flüsterte er. »Keine Bewegung ohne meine Erlaubnis. Hoheit! Ihr Palast ist völlig umzingelt.«

Der Prinz wurde aschgrau im Gesicht.

Harst deutete auf den Sessel. »Nehmen Sie Platz, Hoheit. Wir haben einiges zu besprechen.«

Ich schloss die Tür und die Vorhänge, verriegelte auf Harsts Wink auch die beiden anderen Türen.

Wir setzten uns dem Prinzen gegenüber auf zwei gepolsterte Elfenbeinhocker.

»Hoheit, ich habe vorhin gelogen«, begann Harst, den Revolver auf den Schenkel stützend. »Wir sind nicht Beamte

der Staatspolizei. Ihr Palast ist auch nicht umstellt. Ich bin der deutsche Privatdetektiv Harald Harst. Das dort ist mein Freund Schraut. Vielleicht haben Sie schon von uns gehört?«

»Genug, um auch bestimmt zu wissen, dass Sie mich und meine Tochter belauscht haben«, meinte Achmed gelassen und nahm eine noch zwanglosere Haltung ein. »Weshalb dieser Überfall, Master Harst?«

Er schlug ein Bein über das andere, fuhr fort: »Wollen Sie sich nicht lieber als meine Gäste betrachten, Master Harst? Ich habe seit Stunden nicht geraucht. Bitte, vielleicht reicht Master Schraut mir dort das Glaskästchen herüber.«

Da Harst mir zunickte, holte ich es von dem Rauchtischen. Der Prinz hielt es uns entgegen.

»Bitte, bedienen die Herren sich. Die Höflichkeit verbietet mir, eine Zigarette zu genießen, wenn meine Gäste nicht dasselbe tun.«

Harst lehnte nicht ab, sagte jedoch: »Hoheit, ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, die sich vielleicht nicht ohne eine gewisse Zwangsausübung meinerseits erledigen lässt.«

»Oh, ein Harald Harst vertritt stets nur die Sache des Rechts«, erwiderte der Prinz liebenswürdig.

Wir rauchten die ersten Züge schweigend. Ich merkte Harst an, dass die Höflichkeit Seiner braunen Hoheit ihm nicht recht angenehm war. Er hätte lieber in anderem Ton mit ihm verhandelt.

»Sie haben die Hilfe eines gewissen Doktor Paresquieux in Anspruch genommen, Hoheit, um Ihrer Tochter ein Glasauge einsetzen zu lassen«, begann Harst wieder. »Sie kennen diesen Doktor seit einem halben Jahr etwa, nicht wahr?«

Der Prinz nickte. »Eine Zufallsbekanntschaft, Master Harst. Der französische Arzt wurde mir hier in einem Spiel-

klub vorgestellt, besser, er ließ sich mir vorstellen, und im Laufe der Unterhaltung kam das Gespräch auf den künstlichen und künstlerischen Ersatz menschlicher Augen. Da nun Singawatha dem Maharadscha – Sie haben auch das wohl erlauscht – nicht gut einäugig als Gattin zugeführt werden konnte, war es mir sehr lieb, dass ...«

»Danke. Ich verstehe. Der Maharadscha sollte nicht ahnen, dass die Prinzessin das linke Auge eingebüßt hatte. Deshalb hielten Sie, Hoheit, Ihre Verbindung mit dem Doktor auch geheim und trafen in der verflossenen Nacht mit ihm bei dem Goldschmied, der unten am Fluss wohnt, zusammen. Hoheit, haben Sie mal in den Zeitungen von jenem Verbrecher gelesen, dem ich ...«

Ich weiß nicht, ob Harst plötzlich die Worte wirklich so schwer über die Zunge kamen oder ob die Ohnmachtsanwandlung, die mich mit einem Mal kraftlos von meinem Hocker gleiten ließ, an einer Gehörstörung schuld war. Ich lag jedenfalls auf dem Teppich, suchte mich umsonst wieder aufzuraffen.

Dann ein ironisches Lachen und die lauten Sätze: »Ja, meine Zigaretten sind etwas sehr schwer! Man dringt nicht ungestraft bei Achmed Ibur Dau ein!« Das war das Letzte, was meine Sinne begriffen.

Ich verlor die Besinnung.

5. Kapitel

Der Augenarzt

Tiefste Finsternis ringsum; muffiger Kellergeruch; feuchtkalte Luft.

Das waren dann die ersten Eindrücke, als ich zu mir kam. Ich lag auf einem Haufen Stroh. Das Stroh raschelte, als ich mich aufrichtete. Ich war nicht gefesselt.

Und nun dicht neben mir Harsts Stimme.

»Lieber Alter, ein schlechter Weihnachtsabend! Ja, du bist volle siebzehn Stunden bewusstlos gewesen. Diese Inder sind doch geriebene Kerle. Auch ich fiel auf die Zigaretten hinein. Das Gift, mit dem der Tabak getränkt war, muss ein wahres Teufelszeug gewesen sein. Ganz plötzlich schwanden mir die Sinne. Still. Man kommt. Ich bin seit vier Stunden wach. Der erste Besuch ...«

Lautlos ging eine schwere, eiserne Tür auf. Blendende Helle dreier Laternen bestrahlte unseren kahlen Kerker, die schimmlichen Steinquadern.

Der Prinz hieß die beiden Diener vor der Tür warten. Er lehnte sich an die Mauer uns gegenüber und begann mit eisiger Höflichkeit das Verhör. Er wollte wissen, ob und wie seine Tochter sich mit uns in Verbindung gesetzt hätte.

Harst erwiderte: »Hoheit, wir können diese Unterredung schnell beenden. Bevor wir gestern Nacht von unserem Motorkutter aus aufbrachen, der einen Liegeplatz im Polizeihafen hat, vereinbarte ich mit Detektivinspektor Greaper, dass, falls wir innerhalb 24 Stunden nicht zurück seien, er durch seine Beamten und durch Militär Ihren Palast umzingeln und dann durchsuchen sollte. Diese 24 Stunden sind sehr

bald um. Ich weiß nun nicht, ob es Ihnen gleichgültig ist, wenn Sie und alle männlichen Insassen Ihres Hauses sowie unzählige andere Mohammedaner, die gleichfalls in das Komplott gegen die englisch-indische Herrschaft eingeweiht sind, ins Zuchthaus oder an den Galgen wandern. Das Komplott besteht. Ich besitze die Beweise. Diese Beweise übergab ich Inspektor Greaper im versiegelten Umschlag mit der Weisung, den Umschlag im Falle meines Todes oder Verschwindens zu öffnen. Hoheit, ich bin Deutscher, und Ihre Verschwörungen hier gehen mich nichts an. Von mir haben Sie keinen Verrat zu fürchten. Mein Wort darauf. Natürlich müssen Sie uns beiden sofort die Freiheit wiedergeben und ebenso die Prinzessin und deren Dienerin Suleimah unbelästigt nach Deutschland reisen lassen. Gehen Sie auf diese Bedingungen nicht ein, so muss ich leider ... nun, ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden ...«

Der Prinz entgegnete nichts, stand regungslos. Dann schritt er hinaus. Die Tür fiel zu. Wir waren im Dunkeln.

»Fein gelogen, wie?«, meinte Harst. »Greaper weiß von nichts. Der Umschlag mit den Beweisen ist frei erfunden. Trotzdem wird der Weihnachtsabend vergnügter enden, als er anfing. Wetten?«

Ich lehnte die Wette ab. Ich hätte sie verloren. Bereits nach zehn Minuten erschienen zwei Diener und führten uns sehr höflich durch endlose Kellergänge, über endlose Treppen, dann durch strahlend helle, läuferbelegte Flure in Seiner Hoheit Arbeitszimmer, wo dieser uns erwartete.

Harst eilte dann zum Schein in einem Auto des Prinzen alsbald zur Stadt, um angeblich Greaper zu melden, dass es uns gut gehe. Er fuhr auch zur Polizeidirektion, kam nach einer halben Stunde in demselben Auto wieder zurück und

gerade zur rechten Zeit, um dem Souper alle Ehre antun zu können, das uns drei dann im Speisesaal vereinigte. Der Prinz hatte seinen Dienern strengste Verschwiegenheit über unsere Anwesenheit im Palast befehlen müssen, damit der Doktor Paresquieux nicht etwa vorzeitig gewarnt würde. Er wurde nun bei Tisch bei unserer Weihnachtsfeier, zunächst von Harst gebeten, zu berichten, wo und in welcher Weise Paresquieux der Prinzessin, ohne dass jemand hiervon erführe, das Glasaug einpassen wolle.

»Der Doktor soll«, so teilte der Prinz nun mit, »morgen Vormittag sich hier einfinden. In meinem Arbeitszimmer wollte er Singawatha dann ...«

»Das genügt, Hoheit. Wir werden morgen von einem Versteck aus diesen Schurken beobachten, und dann werden Sie erkennen, dass Ihr und Ihrer Tochter Leben in ernstester Gefahr schwebte.«

Ich will hier unseren Weihnachtsabend im Palast des Prinzen Achmed Ibur Dau in Lucknow nicht näher schildern.

Es wurde ein sehr heiterer Abend, an dem nachher auch die verschleierte Prinzessin teilnahm und mit uns in deutscher Sprache plauderte. Singawatha war in der Tat ein Wesen von seltener Energie. Wir erfuhren nun auch die näheren Umstände, wie sie das Auge eingebüßt hatte. Der Prinz vertraute unserer Verschwiegenheit vollkommen. Die Prinzessin hatte bereits vor etwa sechs Monaten einen Fluchtversuch gemacht und sich hierbei auf ihre Kenntnis der unterirdischen Räume des Schlosses verlassen, von denen aus ein gemauerter Gang zu einer Schlucht nordwestlich von der Parkmauer führte. Als sie ganz allein als Mann verkleidet die Tür zu dem größten der Kellergelasse öffnete, war sie unversehens in eine Versammlung der Führer der Vers-

chwoeren geraten und sofort von einem dieser Leute, die sie für einen Spion hielten, durch einen Revolverschuss, der das linke Auge und die Nasenwurzel streifte, niedergestreckt worden. Seitdem wurde sie im Harem überaus scharf bewacht. Es gelang ihr dann aber, sowohl den Brief an Harst zu schreiben und befördern zu lassen als auch in der Nacht zusammen mit ihrer Jugendgespielin und Dienerin Suleimah abermals zu fliehen, während sie ursprünglich nur beabsichtigt hatte, Suleimah zum Rendezvous unter der Brücke zu senden. Ihr Entweichen war bemerkt worden und es hatte sich dann auf dem Fluss die von uns beobachtete und von Harst sofort richtig gedeutete Szene abgespielt.

Erwähnen will ich noch, dass es Harst gelang, eine Ausöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen. Dies mag genügen.

Dann kam am nächsten Vormittag der eigentliche Höhepunkt dieses, unseres Abenteuers in Lucknow. Wir hatten die Nacht im Palast zugebracht. Um zehn Uhr vormittags standen wir in einem leer gemachten, großen Bücherschrank, dessen mit Seidenvorhängen versehene Türen nur angelehnt waren. Wir konnten durch die Vorhänge das Arbeitszimmer des Prinzen vollständig überblicken.

Kurz nach zehn wurde Doktor Paresquieux dem Prinzen gemeldet. Die Prinzessin befand sich im Nebenzimmer. Warbatty als eleganter, geschmeidiger Arzt trat sehr sicher auf. Er war es, denn der linke Zeigefinger fehlte.

Singawatha erschien. Warbatty-Paresquieux hatte die vier Glasaugen nebst allerlei Fläschchen und Instrumenten auf den Mittlestisch gelegt. Er untersuchte die leere Augenhöhle, meinte dann zu Achmed Ibur Dau, er müsse die Prinzessin leicht chloroformieren. Singawatha musste sich auf einen

Diwan legen. Harst gab genau acht, was der Schurke tat, der nun die feuchte Chloroformmaske der Prinzessin auf das Gesicht drückte, wobei er mit dem Rücken zu uns stand.

Harst stieß die Schranktüren auf. Lautlos waren wir im Nu hinter Warbatty, packten seine Arme, während Harst mit der einen Hand die Maske fortstieß. Der Prinz half uns, den Verbrecher zu fesseln, der erneut jene überlegene Ruhe bewahrte, die ihn stets auszeichnete.

»Ah, das hatte ich nicht vermutet«, meinte Warbatty mit einem feinen Lächeln. »Sie sind in der Tat ein sehr unangenehmer Störenfried, Master Harst. Ich wollte hier einmal ein gutes Werk tun, und ...«

»Ja, Sie wollten nebenbei aber auch«, unterbrach Harst Warbatty, »und das war Ihnen die Hauptsache, jenen in die Wand halb eingelassenen Stahlschrank ausplündern. Ihre Absichten wurden mir klar, als der Prinz erwähnte, das Einfügen des Glasauges sollte hier stattfinden, hier, wo Sie mit Vater und Tochter allein sein würden, wo Sie erst die Prinzessin und dann auch den Prinzen wehrlos machen konnten.« Harst öffnete die Handtasche, die Warbatty mitgebracht hatte, entnahm ihr ein Paket allerfeinste, moderne Einbrecherwerkzeuge. »Da, Sie haben für den Fall, dass der Prinz die Schlüssel zu dem Stahlschrank nicht bei sich haben sollte und Sie diese auch nicht finden könnten, den veralteten Tresor aufbrechen wollen. Sie vermuteten darin die Juwelen, auf die allein Sie es abgesehen hatten. Es ist allgemein bekannt, dass der Prinz Familienkleinodien im Wert von vielen Millionen besitzt. Ich nehme weiter wohl mit Recht an, dass Sie schon vor sechs Monaten wussten, wo diese Kleinodien zu finden waren. Da die Juwelen jedoch wegen der zahlreichen Dienerschaft hier im Palast und wegen der

nächtlichen Wachen im Park anders nicht für Sie erreichbar waren, boten Sie sich dem Prinzen als Arzt an, versprachen das Auge so tadellos zu ersetzen, dass die Prinzessin in keiner Weise entstellt bliebe.«

Warbatty nickte. »Ich leugne nicht, dass Ihre Mutmaßungen richtig sind, Master Harst. Ohne Ihr Eingreifen wäre mein Plan auch fraglos geglückt. Den Prinzen unschädlich zu machen, wäre ein leichtes gewesen und bevor die Wahrheit an den Tag gekommen wäre, hätte ich mich längst in Sicherheit gebracht. Schade, dass Sie mir immer meine am sorgfältigsten vorbereiteten Tricks verderben. Nun, es ist ja noch nicht aller Tage Abend.«

Warbatty wurde von der Polizei abgeholt. Prinz Achmed hatte nun erkannt, dass Harst ihn in der Tat vor einer sehr großen Gefahr bewahrt hatte. Es unterlag keinem Zweifel, dass der Mann, dem Menschenleben ein Nichts galten, auch ihn kaltblütig ermordet hätte, schon deshalb, um seine Verfolgung zu erschweren. Und ebenso bestimmt erklärte Harst, dass Warbatty die Chloroformnarkose der Prinzessin absichtlich bis zu einem Todesschlaf fortgesetzt hätte.

Singawatha ließ sich durch einen englischen Arzt das passende Auge einfügen und reiste dann in Begleitung Suleimans, von ihrem Vater überreich mit Geldmitteln versehen, in aller Stille nach Deutschland. Wir haben sie später in Wiesbaden besucht, wo sie inzwischen die glückliche Gattin eines deutschen Rechtsanwalts geworden war. Prinz Achmed verunglückte zwei Monate später bei einer Autotour, wurde in einen Abgrund geschleudert. Harst hatte über diesen Unfall seine besonderen Gedanken. »Der arme Achmed hat sich durch die Nachgiebigkeit seinem Kind gegenüber fraglos den Hass seiner Mitverschworenen zugezogen. Viel-

leicht ist dieser Unfall kein Unfall, sondern ...!«

Ich verstand, was er meinte.

Und Cecil Warbatty?

Die Geschichte von dessen raffinierter Flucht mithilfe der Schwertbrüder kann ich in dieser Erzählung nicht mehr schildern. Der Leser findet sie am Anfang unseres folgenden Abenteuers.

